

# »Nur die Besten sterben jung«

*Innerhalb von elf Tagen  
warfen sich im sächsischen  
Freital drei Jungen vor  
den nächtlichen Postzug.  
Mario, Kai und Lutz  
hatten Angst vor einem  
Leben, das ihnen  
nur noch grau schien.  
Eine Geschichte aus dem  
neuen Deutschland*

**Von Fred Grimm und  
Harf Zimmermann (Fotos)**

**A**n manchen Herbsttagen sieht der Freitaler Friedhof richtig idyllisch aus. Windzerzauste Blätter schimmern im Sonnenlicht. Nebelschwaden wabern um ein paar vergessene Grabsteine. Vor einem duftenden Hügel aus Kränzen und frischen Blumengebinden hockt ein kleiner Punk, versunken im eigenwilligen Gebet. »Mensch«, sagt er leise. »Mensch, Mario.«

Plötzlich zuckt er zusammen. Einige Meter hinter

ihm stehen ein Mann und eine Frau. Sie tuscheln und gehen dann davon. Einen Satz hat der kleine Punk verstanden. »Paß mal auf, das wird der nächste sein.«

In Freital war es nie besonders leicht, jung zu sein und nicht wie alle anderen. Seit sich innerhalb von elf Tagen drei Jungen vor den Zug geworfen haben, ist es fast noch schwerer geworden. Durch die 40 000-Einwohner-Stadt südwestlich von Dresden laufen Gerüchte von Rauschgiftorgien und Todessekten. Nach der Normalität, die Mario Kaposvari, Lutz Laue und Kai

Nudzsus erdrückte, fragt kaum einer.

Freital. Ein großes Stahlwerk, früher Arbeitgeber für 7000 Menschen, eine ständig verstopfte Durchgangstraße, ein chinesisches Restaurant. Verfallende Mauern, faulende Fassaden. Die Konserven in den Schaufenstern werden noch genauso gestapelt wie vor der Wende. Die CDU hält 23 von 49 Sitzen im Kreistag, zweitstärkste Partei ist die rechte DSU.

Für alle, die ihn kannten, war der 18jährige Mario Kaposvari so etwas wie ein kleiner Prinz. Charmant, witzig, voller Anekdoten über den

von ihm so verehrten »Curre«-Sänger Robert Smith. Der ist verrückt, aber cool, hat Mario gesagt. Und wenn man ihn glücklich machen wollte, sagte man das auch von ihm.

»Er war Claudias erste große Liebe«, erzählt Beate Mihály, Claudias Mutter. »Immer wenn er kam, habe ich gefragt: Na, Mario, was willst du denn schon wieder? Da hat er von schräg unten ganz schelmisch geguckt: Das wissen Sie doch, Frau Mihály, Ihre Tochter verführen.«

Der 18jährige lebte mit seinem ungarischen Vater,

einem Edelstahlwerker, seiner Mutter – Krankenschwester auf Kurzarbeit – und seiner zehnjährigen Schwester Susann in einem Wohnblock aus den fünfziger Jahren.

Für seine Mutter lebt er hier immer noch. Marios Bett ist frisch bezogen. Seine Post – Musikzeitschriften, Werbeblätter – liegt sorgfältig gestapelt auf dem Tisch. Eine Schrankwand hält Marios Schätze gefangen: eine Steinsammlung, Autogrammkarten von der Tele-5-Moderatorin Susanne Reimann und Robert Smith. Ein paar Schallplatten, viele, viele Musikcassetten.

Im Radiorecorder auf dem Bettregal steckt noch immer »Disintegration« von »The Cure«. Musikgewordene Melancholie. Weil die Liebe so schön ist, heißt es sinngemäß in einem Lied, ist die Angst vor dem Verlust so fürchterlich. Unter dem Gerät klemmt eine Fotografie von Marios Leipziger Freundin Anja.

Mutter Heidemarie Kaposvari steht am Fenster. Von hier aus kann sie die vorbeifahrenden Züge sehen. Hier hat Marios letzter Weg zum Freitaler Bahnhof Hainsberg begonnen. »Ich habe gehört, wie er gegen halbeins in der Nacht gekommen ist und bin dann eingeschlafen.« Daß Mario wenig später aus dem Fenster kletterte, hat seine Mutter nicht mehr mitbekommen.

Aus Marios Abschiedsbrief (»Liebe Mutti! Lieber Vater! Liebe Susi!«) spricht ein Sohn, den Heidemarie Kaposvari nicht kannte. »Verzeiht mir. Ich finde mich nicht mehr zurecht. Wir sehen uns wieder. Danke für alles.«

In der berufsbildenden Schule Freital, dem ehemaligen Lehrlingsheim des Edelstahlwerkes, ist es still. Straßenbauarbeiten haben die Stromversorgung lahmgelegt, die Auszubildenden bekamen einen freien Tag. Eberhard Jeschke, Marios Lehrausbilder für Werkstoffprüfung, steht im Unterrichtsraum und zeigt auf den Platz vorn links. »Dort hat er immer gesessen.« Mit der Disziplin habe es gehapert, erzählt Jeschke, von seinen Anlagen her hätte Mario der bei weitem Beste des Jahrgangs sein müssen. »So hatte er überall nur eine Zwei.« Seine Berufsaussichten wären vorzüglich gewesen. Auch wenn das ganze Edelstahlwerk einmal zusammenbricht, »die Werkstoffprüfung werden sie eher noch ausbauen. Das wird jetzt gebraucht«. Vom Mikroskopraum aus konnte Mario den Hainsberger Bahnhof sehen.

Als Uwe, der Friedhofsgärtner, erfuhr, daß er für seinen Freund ein Grab schaufeln muß, hat er es nicht geglaubt. Wie niemand. Ausgerechnet der Pffiffigste, der mit der liebevollsten Familie, den besten Aussichten, der niedrigsten Freundin, den schönsten Plänen wirft sich in der Nacht zum 9. Oktober um halb zwei Uhr nachts vor den Postzug Dresden–Chemnitz.

Am Abend danach bricht ein spontaner Trauerzug auf für »Schinski«, wie seine Freunde ihn nannten; vom Jugendklub-Café in der Mozartstraße zum Bahnhof Freital-Hainsberg. Manuela ist dabei, die gelernte Rinderzüchterin, seit kurzem arbeitslos, die so gerne Gärtnerin geworden wäre. Uwe, der als 20-jähriger immer noch mit seiner kleinen

Schwester in einem Zimmer hockt, weil seine Wohnungsanträge auf dem Amt verstauben. Tamasz, der Halbungar, der den zwei Jahre älteren Mario so glühend bewunderte und allmählich lernt, was es in diesen Zeiten heißt, kein »richtiger Deutscher« zu sein. René alias »Spüle«, Uwes Freund. Mario Brettschneider, ein Zivildienstleistender.

Und noch zwei sind dabei: Lutz Laue und Kai Nudzsus, Marios Freunde seit Kindertagen.

»Schinskis« Freunde finden die Stelle sofort. Auf den Steinen zwischen den Schienen klebt noch Blut. Sie stellen ein Holzkreuz auf, innerhalb weniger Stunden schmücken Blumengebinde den Bahnsteig. Im Schein zahlreicher Kerzen drücken sich die Frierenden aneinander und hören aus einem Radiorecorder Marios Lieblingslieder. Zu den düsteren Klängen trinken sie Co-schitzer Pils. Freitaler, die vorbeikommen, schimpfen: »Asoziales Pack, werft euch doch auch unter den Zug!«

Um 1.45 Uhr donnert der Postzug vorbei, unter den sich Mario genau 24 Stunden vorher geworfen hatte. Der Fahrtwind weht die Trauernden fast vom Bahnsteig. Kai, der fast den ganzen Abend lang schweigend dagesessen hatte, brüllt plötzlich los: »Schinski, wie kannst du das nur einfach machen?«

Lutz und Kai beschließen, die Nacht auf dem Bahnhof zu schlafen. Die Gruppe will sich jeden Abend hier treffen – bis Mario beerdigt ist.

Am nächsten Abend ist die Stimmung noch gedrückter. »Es war gespenstisch«, sagt Uwe, »wir haben Kerzen zwischen die Schienen gestellt. Als der Zug rüberfuhr, sind sie nicht ausgegan-

gen.« Lutz fängt an, auf die Schienen einzureden. »Schinski, komm doch mal weg dort, komm wieder hoch!« Als ferne Lichter den nächsten Zug ankündigen, springt Lutz aufs Gleis. »Ich muß den Zug aufhalten, der fährt den Mario tot!« Claudia reißt ihn zurück. Kai hat sich hinter die Bahnhofsböschung zurückgezogen. Beim Versuch, sich die Pulsadern aufzuschneiden, ritzt sich der Volltrunkene ein paar Kratzer.

»Mario war für Lutz wie ein Bruder«, erzählt »Spüle«. Der kleine Prinz war das blanke Gegenbild zum schweigsamen, sensiblen Schlosserlehrling. »Lutz hat sich über alles 'ne tierische Rube gemacht.« Wenn Mario trank, wurde er immer lustiger, Lutz verfiel unter Alkoholeinfluß in Depressionen. Mario hatte Freundinnen, Lutz keine. Mario liebte seine kleine Schwester abgöttisch, Lutz war Einzelkind. Mario war gut in der Schule, Lutz hatte Mühe – aber Mario baute ihn immer wieder auf.

Zusammen mit Marios Freundin Anja, Spüle und dessen Freundin Ines waren die beiden gerade erst in Budapest, um das Lehrlingsgeld von 300 Mark zu verbraten. »Das war nicht einfach für Lutz, weil wir beide unsere Kirschen mithatten«, sagt Spüle, »aber Mario hat ihm immer das Gefühl gegeben, daß er dazugehört.«

Lutz war es auch, der manchmal im Jugendklub unvermittelt Trinksprüche auf die Freundschaft brachte: »Wir sollten immer zusammenbleiben«. Selten sah man ihn glücklicher als in diesen Momenten.

Kai, mit dem Lutz auf dem Bahnhof übernachtete, war

ein verzweifelter Träumer. Als Schafscherer war er zu DDR-Zeiten ein begehrter Handwerker. In seiner LPG bewohnte er fast als einziger ein Zimmer für sich alleine mit Fernseher, verdiente weit über dem Durchschnitt. Als die Wende kam, schwebte Kai über den Wolken. »Jetzt werde ich Millionär«, versprach er den Freunden im Jugendklub und ging in den Westen. In Hamburg arbeitete er als Fernfahrer für eine Speditionsfirma, verdiente wieder gut, erlebte aber auch die Härten der Einsamkeit. Der sächselnde »Ossi« aus dem finstersten Hinterland, das bis zur Wende nicht einmal Westfernsehen kannte, war nur als Spottobjekt beliebt. Nach einem halben Jahr plünderte Kai sein Konto, fuhr nach Italien, lebte für einige Wochen wie ein König und kehrte im Sommer 1991 nach Freital zurück. Pleite. Arbeitslos.

»Irgendwie kriegten sie das auf dem Arbeitsamt nicht mit seiner Stütze hin«, erinnert sich Uwe. »Der Kai mußte zum Sozialamt, wenn er Geld brauchte. Das war für ihn die Hölle.«

Jeden Dienstag holte sich der baumlange Kerl, der so gern wieder als Fahrer oder Schäfer gearbeitet hätte, 70 Mark ab. Am Mittwoch waren meist nur noch zehn übrig. Den Rest hatte er vertrunken. Einmal legte er sich in einer Discothek mit einem Zuhälter an. Der riß ihm den kleinen Finger ab. Kai, der Gitarre spielte, hätte gern mit Spüle und Mario eine Band gegründet. Das konnte er nun vergessen.

In der Woche auf dem Bahnsteig unternahm Kai drei Selbstmordversuche, Lutz zwei. Ihre Eltern brachten sie zu Ärzten, die Beruhigungsmittel verschrieben.

Nach Marios Beerdigung schienen beide sich gefangen zu haben. »Am Sonntag kamen die beiden zum Skat«, erzählt Spüle. »Vorher haben wir die 1000. Sendung von ›Ruck Zuck‹ gesehen.« Über Mario sprachen sie nicht an diesem Abend, auch nicht über den Tod, von dem Kai manchmal glaubte, daß »da noch was kommen muß«. Mario hatte einmal gesagt, er käme als Blume wieder auf die Welt.

Um elf gehen Lutz und Kai. Jetzt reden sie über Mario. Im »Disco-Center Nordmeier« bestellen sie eine Runde Bier und Korn nach der anderen – für drei. »Das dritte Glas ist für Mario«, sagt Kai zur Serverin.

Als sie kaum noch stehen können, gehen sie zu Kai und kritzeln in ein Notizbuch: »Mario wir kommen!« Lutz hat »Mario, ich liebe dich« dazugeschrieben. Der Satz »Ich will endlich« bricht ab.

Um 1.40 Uhr nähert sich der Postzug Dresden-Chemnitz dem Hainsberger Bahnsteig. Als die Lok noch fünfzig Meter von der Stelle entfernt ist, an der Mario starb, legen sich Lutz und Kai in Längsrichtung auf die Schienen, Hand in Hand. Der Bremsweg beträgt 200 Meter.

Am Nachmittag kommt Mario Brettschneider zum Bahnhof, um seine Decken von der Mahnwache abzuholen. Ein Bahnbeamter pöbelt ihn an. »Seht zu, daß ihr endlich euren Dreck wegmacht!« Als Brettschneider auf die Schienen heruntersieht, entdeckt er einen abgerissenen Finger.

Das Anderssein war nie leicht in Freital. Fast jeder, der abends in den Jugendklub in der Mozartstraße kommt, kann eine Geschichte erzählen. Von Kai,

der als 16jähriger kettenbehangen, weißgeschminkt, mit hochtoupiertem Haar und zerschissenen Jeans durch Freital lief, wissen die Freunde, daß ihm die Schule wegen seines Aufzugs die Abschlußprüfung verweigerte.

Die Lehrerin, die Mario Kaposvari anbrüllte, als Ungarn die Grenze öffnete, und einen Verweis im Betrieb seiner beschämten Mutter aushängen ließ, unterrichtet noch immer. Der Schulleiter, der Manuela niederhielt, weil ihre Mutter in einer Ökogruppe mitwirkte, sitzt ihr heute in der Berufsberatung gegenüber.

Die Stammgäste der »Moze« haben den Weg zur Siegerseite des Lebens nicht gefunden und wissen auch nicht recht, wo sie suchen sollen. In Dresden? Torsten, der kleine Punk, arbeitete als Fensterputzer in der Prager Straße und wurde jeden Tag von Skins vermöbelt. Im Westen? Nachdem Kai zurückgekommen war, traute sich keiner mehr weg. Hier in Freital haben sie wenigstens sich.

»Manchmal gibt es hier am Abend regelrechte Massendepressionen«, erzählt Jona Hildebrandt, 24jährige Klubleiterin. »Ich fühle mich da absolut hilflos.« Mario hatte oft die Idee, die den Abend rettete. »Nächstes Wochenende fahren wir in ein bayerisches Bierzelt.« Seit Marios Tod gibt es im Jugendklub ihm zu Ehren einen »Manhattan M.K.«.

**A**m 8. August 1990, vierzehn Monate vor Marios Freitod; hatten die Mitarbeiter des Klubs eine fünf Seiten lange »Konzeption zur Entwicklung des

Jugendklubhauses Freital« an die Stadt geschickt. Darin warnte Jona Hildebrandt vor »Suizidversuchen bei Kindern und Jugendlichen«, vor »Angst, Einsamkeit und Sinnlosigkeit empfinden«. Sie forderte Sozialpädagoginnen und mobile Freizeiteinrichtungen. Lutz Kertscher, der für die »Moze« zuständige Sachgebietsleiter beim Rat von Freital, kann sich an diesen Brief »nicht erinnern«. Doch daß es Probleme gibt, ist auch dem ehemaligen SED-Kulturfunktionär nicht entgangen. »Die Arbeitslosigkeit, dieser ganze Wechsel, das ist für die Jungen nicht einfach.« Lutz Kertscher rückt ein wenig vom Schreibtisch ab. »Aber wir Älteren haben auch Sorgen: die Mieten, die Sicherheit des Arbeitsplatzes – für mich persönlich ist diese Phase auch nicht leicht.«

Bei Spüle zu Haus. Zwei abgewetzte braune Sessel, zwei Sofas, ein dunkelbrauner Schrank, ein Riesensessel. Acht Quadratmeter Deutschland. Feuchtkalte Luft dringt bis in die Ritzen – die einzigen Öfen in der alten Stahlwerkerwohnung stehen in Küche und Stube. Spüle ist da, Ines. Der kleine Punk Torsten sitzt neben dem Fernseher. Ihm gegenüber Mario Brettschneider, in der Ecke, unter dem Fenster, dämmert Uwe, der Friedhofsgärtner.

Die »Moze« hat heute zu. »Man müßte ein Haus haben, wo man sich immer treffen kann, wenn man will«, sagt Uwe. »Das würden wir schon in Ordnung halten.« Mal irgendwas Richtiges machen, eine Fotogruppe, Malen. Ohne daß Skins kommen können und alles kleinschlagen, wie im März in der »Moze«.

Uwe zählt leerstehende

Wohnungen auf, um die er sich seit zwei Jahren bewirbt – Rotkopf-Görg-Straße, Ernst-Thälmann-Straße, Kroenertstraße. Manche haben ein nagelneues Badezimmer. »Wenn ich zum Amt komme, grinsen die nur blöde und erzählen, die sind vergeben. Aber keiner zieht ein.«

Mario Brettschneider und Spüle wollen jetzt eine Maurerlehre anfangen. Was anderes gibt es im Moment nicht in Freital für Jugendliche, die zu DDR-Zeiten von der Schule geflogen sind. Eine Flasche Eierlikör wird geöffnet. Aus dem Radiorecorder singt eine heisere Stimme:


»Wir waren mehr als Freunde.

Wir war'n wie Brüder.

Viele Jahre sangen wir die gleichen Lieder.

Nur die Besten sterben jung. du warst der Beste.

Nur noch Erinnerung, sag mir, warum?«

Den Text kennt in diesem Zimmer jeder. Marios Lieblingslied. Zuletzt spielten sie es auf seiner Beerdigung. 

p d g